

Essay Nationalpark Kalkalpen

Céline Béal

Durch die Wildnis

Wenn man mir das Wort « Natur » sagt, denke ich an Bäume, Felder, den Ozean. Mir war bisher nie aufgefallen, dass es unterschiedliche Natur-Levels gibt. Die Natur im Wiener Burggarten ist etwa Level 4, die unberührte Natur im Urwald des Amazonas wäre dagegen Level 100. Dazwischen existiert eine ganze Skala an Landschaften, in die der Mensch mehr oder weniger eingegriffen hat. Irgendwo weiter oben auf dieser Skala befindet sich der Nationalpark Kalkalpen, wo ich mich jetzt befinde.

Und zwar verloren im Wald.

Auf einem Berg. In einem sich selbst überlassenen Wald.

Gemessen an meiner fiktiven Natürlichkeitsskala schätze ich, dass ich gerade meine erste Begegnung mit Natur Level 80+ erlebe. Meine Waden sind blutig vor lauter Kratzern, denn hier bleiben nach Lawinen, Stürmen oder Borkenkäfer-Attacken jede Menge Totholz, Windwurf und Steine liegen, durch die ich mich jetzt kämpfen muss. Andere Gefahren: Fußverstauchung, blutdürstige Zecken, Absturz vom Berg und in meinem Fall, Tod durch Erschöpfung – meine mollige U-Bahn-Statur ist nicht für den Berg gemacht. Die Lage ist düster.

Dann erreiche ich einen Bach.

Der Bach

Im Wald hört man den Bach früher, als man ihn sieht.

Der deutsche Philosoph Heinz Wisman meint, dass für die Deutschen, im Gegenteil etwa zu uns Franzosen, das Verb, also die Bewegung, die wichtigste grammatische Rolle im Satzbau spielt, weil sie ursprünglich ein Waldvolk sind, für welche das Hören und die Verben wichtiger sind, als das Sehen und die Substantive. Denn im Wald sieht man zwar nicht weit, man hört aber gut, was sich bewegt. Dieser grammatischen Theorie gegenüber war ich immer skeptisch. Jetzt aber, da ich im Wald vor dem Bach stehe, finde ich sie überzeugender.

Ich bin froh, den Bach gefunden zu haben.

Ein Bach im Wald. Was ist daran so spannend? Der nunmehr eine Woche andauernde Entzug von Internet, Freunden und Zivilisation hat anscheinend meine geistigen Kapazitäten derart beeinträchtigt, dass ich mich für langsam vor sich hin plätscherndes Wasser fast begeistern möchte.

Das Wasser fließt so klar und so regelmäßig. Ich denke nach über die Zeit des Baches, die eine andere ist, als die Zeit des Menschen. Später wird mir außerdem eine Rangerin erzählen, dass Bäche wichtige Lebensräume für eine Reihe von Tier- und Pflanzenarten sind. Das plätschernde Wasser lässt mich philosophieren. Lebensquelle Wald. Klarheit. Zeit. Deutscher Satzbau.

Ende der Welt

Ich habe eine seit fünfzehn Jahren aufgelassene Forststraße erreicht. Sie führt mich tiefer durch den wilden Wald, an den Schluchten des Baches entlang, bis ich zu den Resten einer alten Klause, einer Brücke und einer Holzhütte komme. Eine Lawine hat das Dach der Hütte mitgenommen. Klause und Brücke sind auch nur noch Gespenster von Architektur.

Seitdem die Forstwirtschaft durch die Entstehung des Nationalparks gestoppt und die Forststraßen aufgelassen wurden, ist der Mensch weg aus diesem Teil des Waldes. Seine Spuren sieht man allerdings noch, nicht nur in Form der verfallenden Anlagen, sondern auch durch einen Holunderbaum mitten im Buchenwald. Längst nachdem seine Besitzer aufgehört haben, Holundersaft zu machen, blüht er weiter vor sich hin. Die Fichten, die da in Monokultur gepflanzt wurden, findet man auch immer noch sehr häufig im Wald.

Wie würde Wien, wo ich wohne, ausschauen, fünfzehn Jahre nachdem der letzte Mensch die Stadt verlassen hätte? Und Paris, woher ich komme? Würden Fichten oder Kastanienbäume auf der Mariahilferstraße wachsen? Steinadler oder Aasgeier ihre Nester am Eiffelturm bauen?

Anfang der Welt

Die alte Forststraße ist zu gewuchert. Lawinen und Windwürfe sorgen dafür, dass sie bald ganz und gar zurück in die Erde verschwinden wird. Gebüsch und Jungbäume treiben zwischen den umgefallenen Baumstämmen und Steinen. Ein Wasserfall bahnt sich seinen Weg über den alten Menschenweg. Der Borkenkäfer sorgt dafür, dass viele Fichten aussterben.

Die Ruine

Auf dem Rückweg komme ich zu einer Alm. Das ist hier Natur Level 20, schätze ich. Mehr meins.

Ich setze mich vor die Ruine einer Almhütte, die seit mehr als einem Jahrhundert aufgelassen ist. Da, wo das Dach des Hauses war, wachsen jetzt kleine Bäume. Drinnen ist die Wildnis inzwischen so dicht geworden, dass man nicht mehr hineinkommt. Die Natur nimmt zurück, was sie gegeben hat, denke ich mir und erwische mich dabei, von der Natur, wie von einem Gott zu sprechen.

Ich mache ein Foto und öffne Instagram. Kein Empfang. Während der ganzen Woche auf meinem Berg habe ich nirgendwo Empfang gehabt. Gott ist wieder weg.

Frustriert verlasse ich die Ruine und mache mich auf den Weg über die Alm. Es ist ruhig, aber man hört Kuhglocken in der Ferne und –plötzlich- ein Vibriergeräusch.

Mein Handy? Endlich, Empfang!?

Nein, eine Biene.

In der Natur genießt man die Ruhe, wurde mir gesagt. Dabei ist es hier nirgendwo still. Allein die Vögel! „WuiH-wuiH-wuiH“ machen Kleiber; „zi-zi“ die Blaumeisen; die Kohlmeise, „zizibäh-zizibäh“. Diese Geräusche stören irgendwie so wenig, wie der eigene Pulsschlag oder der Atem eines geliebten Menschen... oder das regelmäßige Gedröhne der U-Bahn unter meinem Haus in der Stadt.

Ich lasse die Hüttenruine hinter mir. Ich muss noch einmal lesen, was die Schriftsteller des Sturm und Drangs so toll an Ruinen gefunden haben. Ich würde im Internet nachschauen, aber ich habe keinen Empfang.

Fade Pfade/Erklärung

Da wo keine Menschen über die Wege gehen, verschwinden die Wege. Die Natur riegelt sich naturgemäß hermetisch ab. Sie lässt dich nicht gerne herein. Ich habe hier als unerfahrener Stadtmensch erleben können, dass ohne Training, ohne Ausrüstung und vielleicht auch ohne entsprechende Erziehung, einem die Liebe zur Natur nicht unbedingt spontan einfällt.

Man hat mir erzählt, von innerer Ruhe, meditativen Gedanken und dem Stolz der Selbstüberwindung, welcher mit körperlicher Anstrengung einhergeht. Ich habe den Selbstversuch gewagt, aber der Faszination Natur bin ich immer noch nicht erlegen.